

ELKE HARTMANN, *Frauen in der Antike. Weibliche Lebenswelten von Sappho bis Theodora*, Verlag C. H. Beck, München 2007.

„Dieses Buch verfolgt zwei Ziele: zum einen exemplarisch Muster des antiken Denkens über Frauen aufzuzeigen, also zu erklären, <was>, <in welchem Kontext> und <auf welche Weise> in der Antike über Frauen geschrieben wurde. Zum zweiten sollen schlaglichtartig <weibliche Lebenswelten> beleuchtet werden, indem gefragt wird, welche Bedeutung Frauen, ihren Tätigkeiten und Beziehungen in unterschiedlichen sozialen und politischen Gefügen, im antiken Schrifttum beigemessen wurde.“

So weit die Berliner Althistorikerin Elke Hartmann zur Zielsetzung ihres 2007 erschienenen Buches (S. 7). Der Autorin, die sich bereits mit einschlägigen Publikationen zur Frauen- und Genderforschung einen Namen gemacht hat,¹ ist es besonders wichtig, die Frauengestalten „nicht als Prototypen weiblichen Handelns“, sondern als „literarische Figuren“ zu betrachten, „deren Funktion innerhalb der antiken Kulturen, die vornehmlich in den Texten greifbar wird, es zu erklären gilt“ (S. 7f.). Allerdings behandelt Frau Hartmann in ihrer Darstellung nicht nur literarische Frauengestalten, sondern auch historische, wobei die Vermischung den Leser im Unklaren lässt, ob die Verfasserin einen literaturgeschichtlichen Ansatz verfolgt oder einen historischen.

Elke Hartmann behandelt einen Zeitraum von tausend Jahren, den sie chronologisch und nach der traditionellen Epocheneinteilung von der archaischen Zeit bis in die Spätantike gliedert. Sie folgt dem altbewährten Prinzip „ad fontes“, das allerdings unter anderem wegen der komprimiert geschriebenen Einzelkapitel im Ansatz stecken bleibt. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass die Autorin bekannt, „schlaglichtartig“ vorgegangen zu sein, wohl in der Absicht, einem größeren Leserkreis einen möglichst breiten Einblick in die Welt der antiken Frau zu bieten. Klug ist ihre in der Einleitung erläuterte Einschränkung, auf die überbordende Literatur zum Modethema „Frauen und ihre Geschichte“ nicht umfassend einzugehen. Warum sie explizit auf den Versuch einer Synthese verzichtet, ist nicht ganz einzusehen. Doch würde die karge Quellenlage, die fast nur Frauen aus den höheren Gesellschaftsschichten repräsentiert, ein solch ehrgeiziges Anliegen sicher erschweren.

Vierzehn Kapitel, die jeweils mit einem zum Thema passenden Zitat eines antiken Schriftstellers eröffnet werden, stellen Frauengestalten aus der griechischen Frühzeit bis zur römischen Spätantike vor: Frauen bei Homer (S. 14-25), die frühgriechische Dichterin Sappho (S. 26-37), die Frauen Spartas (S. 38-52) und Athens (S. 53-63; S. 64-77), ferner die Kindsmörderin Medea (S. 78-89), Sklavinnen, Hetären und Konkubinen (S. 90-103), die hellenistische Herrscherin Arsinoë II. (S. 104-113) und die römische Helden Lucretia (S. 114-123), sowie Frauen in der römischen Religion (S. 124-130) und im Familienalltag (S. 131-146). Es folgen die femme fatale Clodia Metella (S. 147-157), die berüchtigte Ehebrecherin Messalina (S. 158-172), christliche Märtyrerinnen (S. 173-186) und die byzantinische Kaiserin Theodora (S. 187-201). Bemerkungen zur Forschungsgeschichte, insbesondere der Frauen- und Genderforschung beschließen Hartmanns weit gespannte Darstellung, gefolgt von einem Anmerkungsteil, einem Literaturverzeichnis und einem Namens- und Sachindex. Jedes

¹ Elke Hartmann, Heirat, Hetärentum und Konkubinat im klassischen Athen, Frankfurt am Main u.a. 2002; Elke Hartmann /Ugo Hartmann / Karin Pietzner (Hrsgg.), Geschlechterdefinitionen und Geschlechtergrenzen in der Antike, Stuttgart 2007.

Kapitel beginnt mit einer Einführung in die Thematik. Der Leser erfährt Handbuchwissen, das mit der Frage nach der Lebenswelt und den Lebensbezügen der jeweiligen Frauengestalt konfrontiert wird. Grundsätzlich neue Erkenntnisse bringt diese Vorgehensweise nicht.

Selbstverständlich ließe sich manches ergänzen. Wenn man etwa bei Homer die Schildbeschreibung im 18. Buch liest, auf dem Hochzeiter ihre Bräute durch die Stadt führen und Frauen vor ihren Haustüren dem Ereignis zuschauen, so ist das ein Beispiel, wie Literatur das Leben abbildet. Es ist der Moment, wo sich die Bräute der Öffentlichkeit der Polis vorstellen. Realistisch dürfte auch die anschließende Szene sein, die eine typische Situation zur Zeit des Dichters zeigt und die nicht aus der Epoche der mykenischen Paläste stammt: Während die Männer ihre Polis vor den Toren gegen die Feinde verteidigen, bewachen Frauen, Kinder und Greise die Stadtmauer. Offensichtlich gilt bei Festen wie in Gefahren die traditionelle Scheidung zwischen öffentlich und privat für die Frauen nicht mehr. Bemerkenswert ist auch die tragische Figur der Helena, die Elke Hartmann nicht weiter behandelt. Ausgerechnet Hektor, der ihretwegen sein Leben verlieren wird, begegnet der Unglücklichen mit Hochachtung, während die übrigen Trojaner sie mit Verachtung strafen. Wenn es ein Beispiel für den Respekt vor der Frau gibt, Trojas größter Held liefert es. Homer hätte Helena auch als ein mit allen Verführungskünsten begabtes Luder darstellen können. Er tat es nicht, sondern zeigt auch sie als Gefangene göttlicher Ränke. Wenn Hartmann wie viele Genderforscher betont, dass der überwiegende Teil der antiken Literatur von Männern verfasst wurde, die vor allem schrieben, um zu belehren und zu unterhalten, jedoch nicht, „um der Nachwelt zu erklären, wie Frauen in ihrer Zeit gelebt, gefühlt oder gedacht haben“ (S. 7), differenziert Homer wohltuend. Daher ist zu fragen, ob ein solches Pauschalurteil bei einem genauen Studium der Quellen gehalten werden kann. Denn darf man im Umkehrschluss wirklich behaupten, die männlichen Literaten der Antike seien daran interessiert gewesen, lediglich die „Gefühle“ ihrer Geschlechtsgenossen darzustellen?“ Vielleicht herrscht auf diesem unsicheren Terrain größere Parität unter den Geschlechtern, als wir heute wahrhaben wollen.

Mit Sappho betritt Elke Hartmann im zweiten Kapitel ihres Buches historischen Boden. Die Dichterin von Lesbos hätte unter den „Frauen in der Antike“ das Beispiel für ein selbst bestimmtes und authentisches Leben einer Frau werden können. Denn die Lyrikerin zählt zu den wenigen Frauen, deren Werk, wenn auch nur in Fragmenten, überliefert ist. Stattdessen beklagt die Althistorikerin: „Liegen hier erstmalig Selbstzeugnisse einer antiken Autorin vor, die Einblicke in ein Frauenleben aus ihrer eigenen, persönlichen Sicht gewähren? Wohl kaum: ... die Lieder, die ihr zugeschrieben werden, waren für bestimmte rituelle Zwecke komponiert; und auch wenn die Dichterin vielfach ein <Ich> sprechen lässt, wäre es verfehlt, anzunehmen, dass damit die Darlegung eines höchst persönlichen Standpunktes intendiert gewesen sei“ (S. 26). Eine Begründung für ihr kategorisches Urteil liefert Frau Hartmann leider nicht, ebensowenig für die Behauptung, dass die Lieder Sappho nur „zugeschrieben“ seien. Die Lyrikerin gehört in eine Zeit, die mit Hesiod und Archilochos das „Ich“ entdeckt und dargestellt hat. Daher scheint mir Frau Hartmanns Skepsis, die Sapphos „Ich“ lediglich als literarische Form bewertet, unbegründet zu sein. Die Trennung zwischen einem historischen und einem dichtenden „Ich“ wäre bei Sappho genau so künstlich, wie wenn man einem Hesiod in seinen „Werken und Tagen“ die persönliche Betroffenheit absprechen wollte. Mir zahlreichen Versen preist die Dichterin die Schönheit junger

Mädchen. Ihren Schülerinnen widmete sie Hochzeitslieder, in denen sie ihre Trauer verarbeitete, wenn die Mädchen ihren Kreis verließen, um zu heiraten: „Es scheint mir jener Mann den Göttern gleich zu sein, der dir gegenüber sitzt und aus der Nähe deine süße Stimme hört und dein sehnsgütiges Lachen, das mir mein Herz in der Brust verstört hat. Denn wenn ich einen kurzen Blick auf dich werfe, so versagt mir die Stimme ...“ Allzu ritualisiert klingt dieses Geständnis der Lehrerin nicht. Das gilt auch für die Weise, wie Sappho von ihrer eigenen Tochter schwärmt: „Ich habe eine schöne Tochter, sie hat eine Gestalt wie goldene Blumen, meine geliebte Kleis, für sie würde ich ganz Lydien nicht eintauschen ...“. Eine solche Liebeserklärung dürfte kaum einer vorgeprägten Form entsprungen sein. Mit Sappho erfassen wir eine Frau, die uns in ihrem Werk ihre Lebens- und Gefühlswelt aufschließt. Ihr mangelnde Individualität vorzuwerfen, entspricht nicht der historischen Realität.

Eines ihrer letzten Kapitel widmet Elke Hartmann den christlichen Märtyrerinnen. Nachdem sie den Leser ausführlich mit dem Thema Christenverfolgung bekannt gemacht hat, stellt sie die Märtyrerin Blandina vor, die im Jahr 177 in Lyon den Bekennertod gestorben ist. Frau Hartmann verweist auf die literarische Ausgestaltung des Berichtes, der eine Steigerung der Grausamkeiten biete, um die Märtyrerin in noch hellerem Glanz strahlen zu lassen. Nun handelt es sich gerade im Fall der Blandina um einen nahezu protokollarischen Bericht ohne literarischen Anspruch, den die Lyoner Christengemeinde an ihre Glaubensgenossen in Kleinasien geschrieben hat. Was wie pathetische Steigerung aussieht, ist ein Abbild der realen Grausamkeiten, zu denen Menschen fähig waren und sind, wie aktuelle Zeugnisse verfolgter Christen unserer Zeit dokumentieren. Etwas anders verhält es sich bei den Heiligen Perpetua und Felicitas. Frau Hartmann weist zu Recht auf die Diskussion hin, in wieweit der Bericht Perpetuas ein autobiographisches Zeugnis oder ein Ergebnis redaktioneller Bearbeitung ist. Die Martyriumsberichte, die im Rahmen von Gemeindegottesdiensten vorgetragen wurden, sollten Ermutigung in einer Zeit sein, die immer wieder mit dem Ausbruch neuer Verfolgungen zu rechnen hatte. Wenn Frauen wie Blandina, Perpetua und Felicitas das Martyrium auf sich nahmen, beeindruckten sie, wie Elke Hartmann richtig feststellt, besonders die weiblichen Gemeindemitglieder. Darüber hinaus sollten sie sicher auch die männlichen Christen beeindrucken, damit sie nicht hinter dem so genannten schwachen und durch den Glauben stark gewordenen Geschlecht zurückstanden.

Zu einer Rezension gehört der ein oder andere Einwand. Jedoch soll er nicht die Leistung Elke Hartmanns schmälen, der es gelungen ist, einer größeren Leserschaft Frauen aus der Zeit der Antike sachlich und anschaulich vorzustellen und dabei weitgehend auf ein feministisches und gendergeprägtes Vokabular zu verzichten. Das ist bei einem Modethema, das zu den bevorzugten Projekten der Frauen- und Genderforschung gehört, ein durchaus ansprechendes Verdienst.

Judith Rosen
Bonn / Siena